



Kindheitserinnerungen ...

Ein Auszug aus biografischen Aufzeichnungen

von Erika Mitterer

Natürlich verglich ich nicht nur meine eigene Unzulänglichkeit mit den Forderungen des Evangeliums, sondern auch das Verhalten meiner Umgebung, und auf diese Weise erkannte ich sehr früh, dass meine Eltern durchaus nicht vollkommen waren. Die ältliche Hausgehilfin war unentbehrlich, aber man liebte sie nicht; auch ich nicht. Doch mit größtem Interesse lauschte ich ihren Berichten von einer harten Kindheit und Jugend; jeden ihrer freien Nachmittage verbrachte sie bei ihrem verwitweten Bruder, um für seine sechs heranwachsenden Kinder zu flicken und vorzukochen. Sie hatte ein hübsches, zartes Gesicht, das aber von Blatternarben zerstört war; geheiratet habe sie nicht, weil eine Frau, die ein Kind bekommt, „mit einem Fuß im Grab steht“. Diese Sicht war mir neu und beeindruckte mich sehr, zugleich aber dachte ich: So feig darf man nicht sein... Johanna saß Nachmittage lang strickend oder flickend in meinem Zimmer, weil die Küche mit ihrem Steinboden eiskalt war.

Einen Menschen ständig um sich zu haben, den man nicht lieben kann, empfand ich als Schuld. (Als ich klein war, hatten wir eine „Kathi“ gehabt, an der ich mit Zärtlichkeit hing.) Und die Art, wie die „Dienstmädchen“ von allen „Damen“ als untergeordnete Wesen aus einer anderen Welt betrachtet und – meist unbewusst – auch behandelt wurden, störte mich.

Ich begann damals, Gedichte zu lieben, und jene, die in unserem Lesebuch standen, wusste ich bald auswendig. Ich kam selbst darauf, dass man Gedichte laut sprechen muss, damit sie ihre ganze Wirkung entfalten können. Doch war ich zu gehemmt, um sie so ausdrucksvoll vorzutragen, wie ich es als angemessen empfand – da nützte ich die Dunkelheit. Ich tat, als glaubte ich mich allein, wenn ich vor allem „Blondels Lied“, ein langes, balladeskes Gedicht vortrug mit seiner herzbewegenden, im Refrain wiederkehrenden Mahnung: „Suche ihn, so findest du!“ Zu Tränen rührte mich das Schicksal des in Dürnstein gefangenen Richard Löwenherz und die Geschichte

seines „Minstrels“, der ihn quer durch Europa sucht, indem er vor allen Burgverliesen das Lieblingslied des Herrn singt, bis ihm, eben in Dürnstein, tatsächlich Antwort ertönt... Ahnte ich darin etwas vom Los des Sängers, landauf, landab ziehen zu müssen, ohne je ein Echo auf sein Lied zu vernehmen, der aber dennoch seiner Sendung treu bleibt in der Gewissheit, einmal, einmal werde sich trotz allem, wenn er nur treu bleibe, Antwort ereignen?

Vielleicht ahnte ich es. Aber jedenfalls beobachtete ich mit Befriedigung, wie sich, fast an jedem Abend, der Spalt an der Türe verdunkelte, weil meine Mutter, zuweilen auch mit Gästen, mir zuhörte. Dann fand ich kein Ende, rezitierte noch die Kaiserhymne und was ich sonst auswendig wusste.

Ich möchte hoffen, dass ich, nur um die geliebte Lauscherin an ihrem Posten festzuhalten und weil mir nichts anderes einfiel, eines Abends ein Gebet anfügte. Aber ich weiß, dass ich diese verwerfliche Hör-Stellung an vielen Abenden fortsetzte, ja, dass ich mit dem Beten wartete, bis der Spalt sich verdunkelt hatte, und dass ich nicht nur die wenigen vorgeformten Gebete sprach, die ich kannte, sondern auch frei erfundene – und dass ich stolz darauf war, wie viel mir einfiel.

Zugleich wusste ich, dass ich etwas Schlechtes, etwas Verwerfliches tat: Christus hatte gesagt, man solle in die stille Kammer gehen und die Türe abschließen, wenn man beten wollte. Ich verhielt mich wie der Pharisäer im Tempel, ich wusste das – und wiederholte es dennoch. Hockte mir, von Eitelkeit zugedeckt, vielleicht die Furcht im Herzen, dass jedes Beten ins Leere gehe – weil ich bereits begriffen hatte, dass meine Eltern nicht beteten; weil ich wusste, dass mein Vater ungläubig war – und weil ich meine Mutter auf diese Weise herausfordern wollte, „Farbe zu bekennen“, – ihr aber auch die Möglichkeit belassen, über diese wichtigsten Dinge weiter zu schweigen?



Nur bis zu meinem vierten Jahr hatte ich ganz arglos an den lieben Gott im Himmel, an das Christkind und an meinen Schutzengel geglaubt. Meine Mutter hatte mit dem kleinen Kind auch gebetet. Vom Schutzengel wird ihm Kathi, das Kindermädchen, erzählt haben – oder war es die alte katholische Großmutter väterlicherseits, die in einem klösterlichen Altersheim wohnte und mir bei unseren seltenen Besuchen zum Missvergnügen meiner Mutter Heiligenbildchen zusteckte?

Zweimal hatte ich von meinem Schutzengel geträumt. Einmal saß er morgens bei mir auf dem Bett und seine große Gegenwart erfüllte mich mit namenlosem Entzücken. Ich blinzelte, ich sah ihn – aber als ich gänzlich wach wurde, war er fort. Ich überlegte: Eben war er noch hier gewesen, auf meiner kleinen Tuchent. Das musste doch noch zu sehen sein. Vorsichtig richtete ich mich auf und tatsächlich – das Federbett war eingedrückt. Jubelnd rief ich meine Mutter aus dem Nebenzimmer herbei und erzählte ihr, was ich

erlebt hatte, und deutete auf den Beweis. Sie lachte zärtlich und sagte mit Bestimmtheit, das sei ein schöner Traum gewesen.

Warum musste es ein Traum gewesen sein?

Dann träumte ich wirklich einmal, meine Mutter habe sich bei einem Besuch verspätet und war zur Schlafenszeit noch nicht da, und auch das Mädchen war verschwunden. Da trat der Schutzengel ein und sagte, er werde mich baden und zu Bett bringen. Wieder erfasste mich das namenlose Entzücken; ich ließ alles mit mir geschehen, auch dass der Engel mich, statt in mein eigenes Bett, in das meiner Puppe legte. Dann verschwand er. Ich lag schmerzhaft zusammengekrümmt, aber selig dachte ich: Nun wird die Mami mir glauben müssen!

Als ich aufwachte, in meinem eigenen Bett, fühlte ich: Schade! Diesmal war es wirklich ein Traum. Und Träume beweisen ja nichts...? Aber das unnennbare Entzücken wirkte noch lange nach...

